

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Präzeptoratsvikari

Albrecht, Anton Hermann

Karlsruhe, [1910]

18. Hauptstück. Ein Franzosenlärm

[urn:nbn:de:bsz:31-326815](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-326815)

Hebel stand dort am Flußufer noch lange, und schaute ihr nach in allerlei seltsame Träume verloren, bis sie weit jenseits der Brücke unter Bäumen verschwand.

Ein schneidend Weh zog durch sein Herz, es war ihm, er wäre nicht bloß auf ewig geschieden von der, von welcher er soeben Abschied genommen, sondern auch von einer andern.

Langsam wendete er sich wieder bergauf, der Stadt zu. Die alte stolze Bertholdsstadt und die ganze Schweiz mit all' ihrer Herrlichkeit hatte für ihn mit einem Mal durch das, was er in der letzten Stunde geschaut und erfahren, allen Reiz verloren. Ein grauer Schleier hing über seinem Gemüt.

Er machte darum noch am nämlichen Tage „Zu Weberen“ seine Zechen in Ordnung, ergriff Hut und Stab, und schon nach zwei Tagen stand er wieder auf der Rheinbrücke zu Basel am Käppelijoch, und sah den heimatlischen Strom wieder, aber er war doch nicht recht daheim.

18. Hauptstück.

Ein Franzosenlärm.

Es ist eingangs unserer Geschichte darauf hingedeutet worden, daß das Markgräberland zu der Zeit, von welcher wir erzählen, durch die gewaltigen Ereignisse noch nicht oder nur sehr wenig berührt wurde, die sich in der großen Hegenküche über dem Rhein vorbereiteten. Es hat nur einmal ein klein wenig in die Abendstille und den Abendfrieden des Reblandes hineingewetterleuchtet von den Bergen des Sundgäus her, aber „den Phäaken“ in der Weilemer Zehntscheuer hat jener ferne Blitzstrahl nur zu einer gewaltigen und nachhaltigen Zwerchfellerschütterung verholfen, dem Kräutermann, alias Chevalier de St. Ange ist der

Kopf noch nicht heruntergemacht worden von den Altkircher Jakobinern, er hat bloß seine Aegel verloren und ist in Basel wieder eine neue angefertigt worden. Überhaupt kommt es einem vor, wenn man sich mit den Hauptpersonen unserer Geschichte eingehender beschäftigt, insbesondere wenn man die Briefe Hebels aus jener und der späteren Zeit liest, als seien die Proteuser der Meinung gewesen, es rumpel, blitze, donnere und krache auf der großen Bühne der Welthistorie nur deshalb manchmal so unding, daß gescheite Kameraden wieder einmal etwas zu lachen hätten, und der Witz und der Humor in der Welt nicht ausgehe.

Und doch ist es, wenn man genau zusieht, jetzt eine ausgemachte Sache, daß jener kleine Ruck auf der Märkter Rheininsel den Stein des Lebensschicksals unseres Helden ins Rollen brachte. Ein weiteres, mit den Gewittererscheinungen überm Rhein zusammenhängendes Ereignis sollte diesen ersten Lebensabschnitt unseres Helden zu einem unerwarteten Abschluß bringen.

Die seit einiger Zeit massenhaft aus Frankreich fliehenden französischen Emigré's, deren Haupt der Prinz von Condé war, und die offen und heimlich gegen ihr Vaterland konspirierten, waren eine große Gefahr für die deutschen Staaten und Stätlein am rechten Rheinufer. Man kannte hier die Herrn Nachbarn überm Rhein aus früherer Zeit zu gut, um nicht gewiß zu sein, das im ersten Revolutions- taumel befindliche reizbare Franzosenvolk würde das Treiben der Emigranten auf deutschem Boden nicht gar zu lang dulden. Vom Sundgäu herüber flogen zwar noch keine Kanonenkugeln, wie anno sechsundneunzig, aber Artigkeiten waren es eben auch nicht, die der Markgräfer drüben zu hören bekam, wenn ihn ein Geschäft hinüberführte. Die Sundgäuer waren voll Gift und Galle, man hatte zu gewärtigen, daß auch ohne Kriegserklärung sich die drüben

kochende Volkswut einmal entladen werde. Schutzlos lagen die österreichischen und badischen Lande vor dem Erbfeind da. — — —

Wir übergehen die Zeit von der Rückkunft Hebels aus der Schweiz bis in den November hinein, wir halten uns nicht einmal beim „Herbst“ auf. Die freundliche Leserin darf nicht zürnen, daß wir die Flitterwochen der Hebelschen Bräutigamszeit nicht in die Feder nehmen, denn es war eben keine rosige Zeit. Es war zwischen dem Vikari und Gustave nicht einmal mehr, wie es ehemals vor der Verlobung gewesen war, beide fanden den alten herzlichen und gemüthlichen Ton nicht mehr, es gab kein „Rekapitulationsplütschi“ mehr aufs Schlossers Bänkli, und der Platz an Gustaves Nähtisch, den sonst der Vikari ganze Nachmittage in Ferienzeiten inne gehabt hatte, war und blieb je länger, je mehr verwaist. Beide verschlossen, was sie in petto hatten, noch tiefer in die Seele hinein, zerreißen wollte keines das Band, aber es war eben für beide dem Anschein nach eine lästige Fessel. Der Kribiskrabis, den der Doktor angerichtet, hatte zwar nicht vermocht, die gute Meinung von der äußern Rechtschaffenheit ihres Bräutigams zu untergraben, dafür kannte sie ihn denn doch zu gut; aber an die Zufälligkeit des Zusammentreffens mit Eiseli in Bern glaubte sie nicht; sie blieb steif und fest dabei, Hebel müsse das Mädchen ausgekundschaftet und aufgesucht haben. Dafür, meinte sie, solle der Vikari Buße tun und einen abbittenden Kniefall.

Dazu zeigte der jedoch nicht die mindeste Neigung. Überhaupt war er, seit er von Eiseli an der Narbrücke Abschied genommen, in einer ganz eigentümlichen Stimmung. Wie ein erdrückender Alp lastete das Gefühl auf seiner Seele, als habe er, wenn auch ohne Wissen und Willen, das Lebensglück und den Frieden des vorher so muntern und für alle Freuden des Lebens empfänglichen

Mädchens zerstört. Er quälte sich wochenlang selbst ganz unnötig, und konnte die bösen Geister der Selbstanklage nicht los werden.

Daß das kein Zustand ist, in dem man einer Braut besonderes Vergnügen macht, ist begreiflich. Daß er auf dem Wege sei, durch eine andauernde Entzweiung mit seiner Braut ihr und sich selbst die Fundamente des Glücks zu untergraben, kam ihm bei dem unklaren und verschwommenen Gemütszustande, in welchem er sich seit seiner Rückkehr aus der Schweiz befand, nicht in Sinn.

Noch ein anderes versetzte ihn in die übelste Laune. Er wußte, der Markgraf war schon lange wieder zurück in der Residenz; der Vikari hatte auf sofortige Berufung nach Karlsruhe gerechnet. Aber das neue Schuljahr am Pädagogium begann, man deklinierte und konjugierte wieder wie sonst auch, die rauhen Spätherbstwinde hatten bereits das letzte Läublein vom Baum heruntergeweht, der Ofen begann wieder seine Rolle zu übernehmen als Hauptwohltäter der frierenden Menschheit, schon einmal war ein leichtes Spurschneelein gefallen. Und noch immer war nichts da von Karlsruhe, das Hofdiakonat hing noch in der Luft, es war am Ende gar nur eine Fata Morgana gewesen. Der Vikari war fast versucht zu glauben, er sei einer von den Sterblichen, die der Fortuna aus den Händen gleiten, wenn sie ihnen auch selbsteigenthändig auf den Gaul hinaufhilft. Simsalirim gespensterte wieder in seinem Kopf und zwar nicht wenig; Hebel rüstete mehr als einmal Tinte, Feder und Papier zum Schreiben nach Pennsylvanien: aber was, das war freilich die Frage.

Es war am 7. November, ein kalter, unfreundlicher Abend, einer von denen, wo man am liebsten zu Hause bleibt oder wenigstens nur ein paar Schritte weit geht in eine andere warme Stube. Hebel hatte das erstere vor, er saß in seinem Zimmer im Kapitelhaus am Tisch,

rauchte und forrigierte lateinische Pensa, der Ofen tat seine Schuldigkeit, denn an der Holzkompetenz wurde nicht gespart. Eben wollte er einen dicken Strich durch eine beispiellos liederliche Arbeit machen, als die Türe aufging und der Adjunkt Hitzig erschien mit einem Schreiben in der Hand.

„Stabhalter, jetzt hast Du Oberwasser,“ rief er, „Du bist also doch Karlsruher Hofdiafonus!“

Hebel fuhr in die Höhe, machte aber ein ziemlich ungläubiges Gesicht.

„Da lies, ungläubiger Thomas,“ lachte der Adjunkt und hielt dem Vikari das markgräfliche Reskript unters Gesicht. Diesem stimmerte es vor den Augen. Das Schreiben lautete :

Karl Friedrich von Gottes Gnaden, Markgraf
zu Baden und Hochberg 2c.

Unsern Gruß, Edle, Hochgelehrte, liebe Getreue!
Nachdem Wir Uns gnädigst entschlossen haben, dem bisherigen Präzeptoratsvikario zu Lörrach, Johann Peter Hebel, die erledigte zweite Assistentenstelle in Ima. und IIda. classe Unseres fürstl. gymnasii unter dem Prädikat eines Subdiafon und unter der Bedingung, daß er neben der Klassen-Arbeit monatlich eine Predigt in Unserer Schloßkirche halten und sonst in dringenden Fällen im Predigen aushelfen solle mit der darauf geordneten Besoldung, in Ansehung welcher terminus a quo demnächst bestimmt werden wird, zu übertragen. So machen Wir Euch solches zu dem Ende wissend, damit Ihr wegen Abgabe der Besoldung das Erforderliche an die verrechnende Bedienstung ergehen lasset, und Wir verbleiben Euch in Gnaden wohl beigetan.

Gegeben Karlsruhe, den 2. November 1791.

Karl Friedrich.

ad Cameram.

Das schien nun allerdings eine Satisfaktion für den so lange im Schatten gestandenen Präzeptoratsvikari, aber viele hundert schöne Fäden, die ihn der teuren Oberländer Heimat verbanden, wurden zerrissen. Solches war auch wirklich das erste und ein schmerzlich Gefühl, das mit Macht über Hebel kam, und schier keine Freude aufkommen ließ in seinem Herzen. Ja vor acht Wochen, da hätte die Botschaft anders gewirkt, jetzt kam sie ihm nur vor, wie eine gewaltsame Verpflanzung aus dem ursprünglichen Boden in fremde Erde, und doch sah er zugleich wieder ein, wie nötig diese Verpflanzung sei, und war ihm, wie ein Schicksalswunder, obwohl alles, was dazu mitgewirkt, sehr natürlich verlaufen war.

„So freu Dich doch, Parmenideus!“ sagte Hitzig, als Hebel das Papier in der Hand, in tiefen Gedanken dastand. „Freu Dich und mach' einen Luftsprung!“

Hebel aber entgegnete: „Du weißt, wie's zu Weil draußen steht. Vielleicht ist's gut, daß ich gehe. Wir leben zwar im Monat „Distis“, und es ist noch immer möglich, daß alles wieder gut werden kann; einstweilen aber haben die Zweifel die Oberhand in meinem Gemüt, ob meine Zukunft sich glücklich und harmonisch gestalten werde. Karlsruhe aber liegt auf der Hardt, dort ist's im Winter am schönsten, wenn Stein und Bein zusammengefroren sind, und der Ofen sein Recht behauptet. Hier, hier im goldigen, heitern Markgrafenland bin ich daheim, hier im Wiesental hab' ich fünfundzwanzig Jahre gelebt, da sollt' und könnt' ich sein mein Leben lang, und hüpfen von Blume zu Blume wie ein Heustöffel. Jetzt aber kann' ich, ich weiß das, nur nach Jahr und Tag und nicht ohne Permiß der Oberrn, wieder einmal, wie der Fremdling in ein fremdes Land, hineinschauen. Doch nein, das wird zu viel gesagt sein: Dank Eurer Freundschaft und Liebe werde ich nicht ganz Fremdling sein.“

„Du bist doch ein narrechter Kauz, wie alle Poeten!“ schalt Permenideus, „faß’ das Kößlein, das Dir die Frau Fortuna vorführt, fest am Zügel, sitz drauf, Du wirst schon reiten können und Dein Glück erjagen. Wer die Hand an den Pflug legt und luegt zurück, der ist nicht gattig fürs Reich Gottes.“

Über dem kam auch der Netoreck daher, dem der Adjunkt auf dem Herweg hatte Bericht tun lassen, er kam um zu gratulieren. Es wurde beschlossen, man gehe miteinander in die „Post“ zu einem Glas Dreiundachtziger. Dort fanden sich nach kurzer Zeit noch verschiedene andere Freunde und Bekannte Hebel’s in der „Herrenstube“ zusammen, denn wie ein Lauffeuer ging die Kunde durch die Stadt, der Vikari Hebel sei „Hosprediger“ in Karlsruhe geworden, und jeder wollte das vorausgesehen und gedacht haben. Ob der Kabisnicki auch dieser Klasse angehörte, wissen wir nicht, doch ist nicht ausgeschlossen, daß er sich von seinem Unglauben so gut bekehrt hat, wie verschiedene Wiesentäler und Rebländer Vögte.

Es mochte so ungefähr halb elf Uhr sein und das Gespräch am Tisch der Freunde wogte hin und her, und heitere und ernste Trinksprüche würzten die improvisierte Abschiedsfeier — Hebel sollte schon morgen Abend mit der Post abgehen laut besonderer Weisung — da erklangen auf der Gasse draußen starke Hufschläge. Der Kronenwirt sagte: „Das ist ein Feuerreiter!“ und gleichzeitig erscholl wilder Lärm, es war, wie wenn fürio! gerufen würde.

Die ganze bisher so fröhliche Gesellschaft stürzte aus der Herrenstube unter die Haustür. Dem ersten Reiter, der bereits vor dem Amtshaus hielt, folgte ein zweiter. Derselbe wurde vom Posthalter gestellt.

„Wo brennt’s,“ fragte dieser.

„Bei uns in Weil, es wird schon das halbe Dorf in Flammen stehen. Die Franzosen sind auf’m Weg von

Hünningen her, fengen und brennen und machen alles nieder. Um die Friedlinger Schanz steht alles rot voll!" so lautete die Hiobspost des geängstigten Stafettenreiters.

"Da sei uns unser Herrgott gnädig," sagte der Posthalter, "das wird eine schöne Sauce geben! he, hollah," schrie er ins Haus hinein, "raus, raus, die Franzosen kommen!"

Gleichzeitig ertönten die Sturmglocken auf dem Turm der Stadtkirche, heulend fuhren die metallenen Wehlaute durch das nachbedeckte Tal hin, und weckten das Echo am Hünerberg.

Eine unbeschreibliche Verwirrung entstand, und sie mehrte sich, als fern im Westen wirklich heller Feuerschein sich am Himmel zeigte. Die Feuertrömler gingen bereits Gasse auf und ab, Fackeln und Pechkränze flammten überall, man lief und schrie auf der Gasse durcheinander, jeder kommandierte und niemand gehorchte, denn keiner wußte was anfangen. Die sich die Geschicksten dünkten, packten die Wertsachen zusammen, wer Fuhrwerk hatte, ließ anspannen, denn die Schweizergrenze war ja nur ein paar Schritt weit, und dieselbe hatte sich bis jetzt noch immer bewährt als Asyl bei französischen Raubeinfällen. Es dauerte keine halbe Stunde, so war mehr als halb Lörrach zu Fuß und zu Wagen auf der Straße nach Riehen. Es war ein Geschrei und ein Geheul, als ob der jüngste Tag vor der Tür stünde, und die Engel zum letzten Gericht in ihre Posaunen stießen.

Der Vikari war seiner Stube im Kapitelhaus zugegangen, aber er dachte nicht ans Packen, er dachte hinaus nach Weil, an die lieben Freunde und an seine Braut. Was mußte sie leiden unter diesen Schreckenseindrücken, sie, die so leicht Erregbare, und wie mußte diese schreckliche Nacht ihre zarten, franken Nerven auf die Folter spannen!

Er machte Licht und — fand einen Brief auf seinem Tische: er war von seiner Braut und lautete:

Lieber Herr Vikarius!

In der Eile, eh' ich nach Basel abgehe, wo ich mich einige Tage aufhalten will, bis wir Gewißheit haben, wo die Unruhe in Hüningen hinaus will, einige Zeilen.

Es ist heut ein Brief von einer meiner Freundinnen in Karlsruhe gekommen, dieselbige schreibt, Sie seien bereits zum Hofdiakonus ernannt, und werden vermutlich in nächsten Tagen von Lörrach abgerufen. Indem ich Ihnen zu dieser Beförderung meine aufrichtigsten Glückwünsche bringe, bitte ich Sie, folgendes nicht übel aufzunehmen zu wollen.

Mein Gesundheitszustand, wie er sich seit einiger Zeit äußert, ist derart, daß ich nicht hoffen darf, mich je mehr eines andauernden und kräftigen Wohlbefindens zu erfreuen. Ich bin verpflichtet, Ihnen das mitzuteilen, verschiedene Ärzte haben sich ganz gleich geäußert, ich würde mein Leben lang nur bei sorgsamer Pflege und größter Schonung ein kränkliches Dasein fristen können. Man hat das natürlich mit verblühten Redensarten gesagt, aber ich hab's wohl herausgefunden, was Lands. Was sollte Ihnen, dem nun die Welt offen steht, dem reich betalenteten und lebensfrohen Karlsruher Hofprediger eine kränkelnde oder franke Frau?

Über auch noch ein anderer Grund bestimmt mich, Ihnen Ihr Wort zurückzugeben. Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, was ich in der letzten Zeit gelitten habe; sie haben wohl etwas gemerkt, und vermochten nicht, sich Ihr Herz aus der Brust heraus zu nehmen und ein anderes dafür einzutauschen. Wenn Sie mir's auch nicht gestehen wollen, Ihr Herz gehörte in den letzten Wochen nicht mehr der Braut, gestehen Sie das

sich selbst wenigstens, es gehörte nicht mehr ganz mir. Es ist besser, wir lassen unsere Lebenswege getrennt nebeneinander herlaufen. Aber nicht wahr, Freunde wollen wir bleiben. Sie waren so schön, die letzten paar Jahre, es war mir so manchmal, es flogen Engel aus dem Paradies über unser Haus und unsern Garten, und doch war mir auch wieder zuweilen zu Mut, als sollte es nicht sein, daß wir zusammen kämen. Ich will Ihnen durchaus keinen Vorwurf machen, lieber Herr Vikarius, ich füge mich in Gottes Willen, daß es halt nicht hat sollen sein, und der Fingerzeig Gottes ist meine Kränklichkeit.

Es ist mein voller Ernst, daß ich Ihnen Ihr Wort zurückgebe, und bin auch deswegen gern nach Basel, daß ich den Abschied in Weil nicht mitmachen darf. Kommen Sie nicht zu mir nach Basel, wenn Sie mich noch ein wenig lieb haben, ich bitte Sie, und machen Sie mir das Herz nicht noch schwerer.

Später schreiben Sie mir dann und wann, ich werde Ihre Briefe aufbewahren und sie wie Blumen in meine Bücher legen.

Also Gott sei mit Ihnen. Der Himmel schütte alle seine Segnungen aus über Ihr liebes Haupt, und mache unsere Herzen ruhig, daß wir uns später mit den Gefühlen herzlicher Freundschaft wieder entgegen-treten können.

Ihre Ihnen treuergebene

Gustave.

Draußen stürmte und tobte der unsinnige Franzosen-lärm fort, er währte bis gegen Morgen, aber den Vikari kümmerte es nicht. Die Franzosen hätten Lörrach stürmen, an allen vier Ecken anzünden, sengen und brennen können rings um ihn, er wärs kaum gewahr worden.

Begen Tag legte sich der Sturm draußen. Es kam Nachricht von Weil, es habe in Hüningen gebrannt, da sei das französische Militär ausgerückt drüben und habe alarmiert. In ganz Weil war niemanden ein Haar gekrümmt worden, wohl aber hatte man im Sundgäu, als diesseits alles in Aufruhr kam, ebenfalls die Sturmglocken gezogen in den Dörfern und ausgeschrien, die Kaiserlichen und die Emigranten kämen.

Hebel ging nach schlafloser Nacht hinaus in die „Vogtei“, traf aber dort niemanden, als den Freund Günttert. Die Frauen waren nach Basel gegangen schon am vorigen Abend, der Schrecken lag in der Luft.

Der Vikari wollte durchaus in die Stadt, allein Günttert litt es nicht um des Freundes und der Schwägerin willen.

„Gustave ist fest in ihrem Entschluß, Du änderst ihn nicht mehr,“ sagte der Pfarrer, „schick Dich drein und denk, es ist gut so. Heut Abend geben wir Dir das Geleite bis zur Kaltenherberge!“

„Ja wohl,“ sagte der Vikari, „zur kalten Herberge!“

19. Hauptstück.

Ausklang.

Es ging bereits auf Weihnachten. Der Schrecken über den tollen Franzosenlärm war längst vorüber, man lachte über die Geschichte, und schämte sich der kundgegebenen Furcht. Gustave war am Tag nach Hebels Abreise wieder ins Pfarrhaus zurückgekehrt von Basel.

Es war ein recht trübseliger Dezembertag: der Schnee lag fast fußhoch auf der Gasse und im Hof, vom Dach hingen ellenlange Eiszapfen hernieder. Der Kappi hatte sich tief ins Stroh seiner Hütte gezogen, das Käzlein